Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 119 (1951)

Heft: 18

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE
KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Kan., Prof. theol., St. Leodegarstraße 9, Luzern. - Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7—9, Telephon 2 74 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich 13 Fr., halbjährlich 6 Fr. 70 (Postkonto VII 128). Postabonnemente 50 Rp. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandporto hinzu. Einzelnummer 30 Rp. — Erscheint am Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 14 Rp. — Schluß der Inseratenannahme Montag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Rp. in Marken beizulegen.

Luzern, 3. Mai 1951 — 119. Jahrgang • Nr. 18

Hornussen

Inhaltsverzeichnis: Maiandacht im Jubeljahr 1951 — Plazida Viel (1815—1877) — Ein heiligmäßiger Priester unserer Zeit — Die katholische Kirche in Indonesien — Die Ehelosen — eine sittliche Frage — Ein Sozialist fordert «ethisch-religiöse Untermauerung des wirtschaftlichen Handelns» — Zum Verzicht auf das solothurnische Plazet — «Priesterliches Leben aus den Quellen der Liturgie» — Kirchenamtlicher Anzeiger des Bistums Basel

Maiandacht im Jubeljahr 1951

Dem Prediger der diesjährigen Maiandacht strömt eine Fülle neuartiger, praktischer Gedanken zu. Im Laufe des Mai kommen wir in raschen Schritten der Beatifikation eines großen Marienverehrers entgegen. Rom rüstet sich heute schon auf die Seligsprechung Pius' X. am 3. Juni. Bereits am 4. März hat Pius XII. seine Genehmigung dazu erteilt. Pilgern aus Venezien, die 1939 das Grab ihres großen Landsmannes besuchten, erklärte der Heilige Vater, diese Beatifikation sei nicht nur ein Freudentag für den Vatikan, sondern auch ganz besonders ein mächtiger Ansporn zu lebendigem Christentum in der nähern und weiteren Heimat, ja für die gesamte katholische Welt. Pius wurde schon zu seinen Lebzeiten «ignis ardens», ein brennendes Feuer, geheißen. Das aber sei gerade in unsern Tagen, frigescente mundo, in einer kalten Welt, bitter nötig. Hohe Verehrung für Maria, «una sublime pietà mariana» war das Kennzeichen der Frömmigkeit Pius' X. Tägliches Beten des Rosenkranzes hatte er mit seinem Vorgänger und Vorbild, dem heiligen Papst Pius V., gemeinsam. Ein marianischer Gnadenort, Cendrole, war ihm von Jugend auf lieb. Im ersten Brief an den Pfarrer seiner Heimat Riese empfahl er sich den Gebeten in Cendrole gleich nach seiner Erwählung zum Statthalter Christi. Die wichtige Enzyklika «Pascendi» gegen den gefährlichen Modernismus datierte er mit Absicht vom 8. September, dem Feste Mariä Geburt. Die Verehrung zu Maria Bambina, zum Kinde Maria, war ihm besonders ans Herz gewachsen. Als im Jahre 1899 eine böse Angina pectoris sein Leben bedrohte, nahm er seine Zuflucht zu Maria Bambina und schrieb ihr auch seine wunderbare Genesung zu. Kindliche Verehrung für Maria war auch von Jugend an Pius XII. eigen. Er macht in seiner Constitutio Apostolica (A. A. S. an. et vol. XXXXII, N. 15, p. 793 ss.) kein Hehl daraus. Die feierliche, öffentliche Erklärung des Mariendogmas, die das römische Jubeljahr 1950 so glänzend krönte, war unserem Heiligen Vater freudige Herzensangelegenheit. Dieses Dogma, dessen Wortlaut im offiziellen Organ der römischen Kirche (A. A. S. a. a. O. p. 770 ss.) steht, findet seinen liturgischen Ausdruck in der neuen Fassung des Formulars für die Festmesse am 15. August. Sie ist aus einem Geist und einem Guß. Der Zentralgedanke des Festes konzentriert sich auf die Worte der Tagesoration: «O. s. Deus, qui immaculatam Virginem Mariam, Filii tui Genetricem, corpore et anima ad caelestem gloriam assumpsisti» — Graduale, Stillgebet und Postkommunio wiederholen den Gedanken der Assumptio, jedoch ohne den auf «corpore et anima» liegenden Akzent der Tagesoration. All den genannten Gebeten gemeinsam ist der heiße Wunsch durch die Fürbitte der in den Himmel aufgenommenen, allerseligsten Jungfrau zur Teilnahme an der Herrlichkeit Mariens gelangen zu dürfen. Es wird uns aber ans Herz gelegt, daß auch wir das Unsrige tun. Dazu gehört eine fortwährende Intentio «ad superna». Worin sie besteht, ist sinnreich im Stillgebet ausgesprochen: «mögen unsere Herzen, vom Feuer der Liebe entflammt, immer nach dir verlangen!» Bedeutsam ist der in der Tagesoration enthaltene Hinweis auf die unbefleckte Empfängnis. Verwesung sollte ja die Immaculata verschonen. Bedeutungsvoll ist daher ihr Bild mit den Worten des Sehers von Patmos im Introitus an den Anfang der Messe gestellt: «Signum magnum apparuit in caelo, mulier amicta sole et luna sub pedibus eius et in capite eius corona stellarum duodecim.» (Ap. XII, I.) Diese im Kampfe mit der Macht der Finsternis, in der Feindschaft mit der Schlange so siegreiche Frau tritt darum im Offertorium aufs neue hervor: Inimicitias ponam inter te et Mulierem.» Als eine wichtige Erscheinung bezeichnete der «Osservatore Romano» (Febr. 51, p. 2) das Buch des Prof. der spekulat. Theologie am Antonianum in Rom: «Le mystère de Marie selon le Protévangile et l'Apocalypse» (Paris, J. Vrin 1950). Die Kritik rühmt am Werke von Prof. J. Fr. Bonnefoy die genaue Analyse der Texte, die trefflichen Parallelen, die Verwertung einschlägiger Literatur. Mir stand das Buch leider nicht zur Verfügung. Seine beste Rechtfertigung liegt im neuen Meßformular für die Assumptio. Bezeichnend für den Kampf der Unbefleckten ist der Typus Mariens aus dem Alten Testament in der Lektio

gewählt, Judith. Ihr Bild erscheint auch an den beiden Festen der sieben Schmerzen Mariens. Der Tod des Gekreuzigten enthüllt das Mysterium der Immakulata und damit der Assumpta. Das Glück über die Verbindung beider Mysterien konnte niemand besser besingen als die Beglückte selber. Daher hören wir das nieverklingende Magnifikat im Lukasevangelium (I, 41—50) und beten es, von der empfangenen Kommunion beseligt, mit der Assumpta: «Beatam me dicent omnes generationes, quia fecit mihi magna, qui potens est.» «Selig werden mich preisen alle Geschlechter, weil Großes an mir getan, der mächtig ist.» Wie Bild und Poesie selbst in den Stürmen der Reform das Lob Mariens im Sinne des katholischen Dogmas vom 1. November 1950 verkündeten, beweist eine Wappenscheibe im Raum 31 des schweizerischen Landesmuseums. Im Mittelfeld zwischen St. Martin, dem Landespatron Uris, und dem S. Gotthardus ist Mariens Krönung dargestellt und im Bogen darüber, in Kartusche, lautet die Inschrift: «Christus sin Muotter zuo Im Nimptt, Mitt Lyb und Seel, wie sich gezimptt.» Hier ist das «neue» Dogma wie in der Tagesoration der besprochenen Festmesse deutlich umrissen. Diese Urner Standesscheibe aus dem Jahre 1598, von dem Luzerner Glasmaler Fr. Fallenter gemalt, schmückte einst den Kreuzgang im ehemaligen Zisterzienserinnenkloster Rathausen. Unter diese Krönung Mariens dürften wir die Worte aus dem Graduale der Festmesse schreiben: «Tota decora ingreditur filia Regis.»

Can. Dr. Karl Kündig

Plazida Viel (1815-1877)

Zu ihrer Seligsprechung am 6. Mai 1951

Ein stilles, schüchternes Kind des meerumspülten Teiles der Normandie, hat Plazida Viel eine gewisse Vorliebe für Deutschland gehabt, hat mehrere Reisen nach und durch Deutschland gemacht und besonderen Wert darauf gelegt, daß die Schwestern des von der heiligen Maria Magdalena Postel (1756—1846) gegründeten Instituts auch in Deutschland Fuß faßten. — Die große Lehre aber, die das Leben und Wirken dieser Seligen gibt, liegt wohl vor allem in dem Erweis, daß das Mitwirken mit der Gnade und Liebe Gottes auch unüberwindlich scheinende Schwächen und Anlagen des Temperaments überwinden und heilen kann.

Als achtes von den elf Kindern schlichter Leute in dem Weiler Val-Vacher bei Quettehou am 26. September 1815 geboren und auf den Namen Victoria getauft, war sie nämlich ein ungewöhnlich gutes und frommes, aber auch äußerst schüchternes Kind. Zu einer Schneiderin in die Lehre gegeben, wagte sie zum Beispiel nicht, etwas zu sagen oder um eine Nadel zu bitten, wenn ihr eine abgebrochen war. Es war ihr auch ein besonders schweres Opfer, ihren Angehörigen mitzuteilen, daß sie sich dem Dienste Gottes in einem Kloster weihen wolle; und als sie mit kaum 18 Jahren, im Mai 1833, in Saint-Sauveur-le Vicomte eintrat, war sie noch lange von argem Heimweh gequält. Sie war auch noch so furchtsam, daß sie sich nicht allein in die Ortschaft Saint-Sauveur zu gehen oder mit Fremden zu sprechen getraute; man mußte ihr eine Begleiterin mitgeben. Die heilige Maria Magdalena Postel hatte aber mütterliches Verständnis mit den Schwierigkeiten der jungen Novizin und erkannte bald die wertvollen Anlagen, die unter dem Schleier einer übergroßen Schüchternheit verborgen waren: Einfalt und Gelehrigkeit, sicheres Urteil und Festigkeit des Willens. Mit dem ihr oftmals geschenkten, übernatürlichen Licht scheint die Heilige auch schon bald die gottgegebene Sendung jener geschaut zu haben, die seit der Einkleidung Schwester Plazida hieß und die willig und freudig alle Arbeiten in der Küche verrichtete. Die heilige Postel zählte nämlich schon 77 Jahre, als sie im Jahre 1833, nach mehreren «Mißerfolgen» an verschiedenen anderen Orten, mit 14 Schwestern und einigen Waisenkindern die Ruinen der ehemaligen Benediktinerabtei Saint-Sauveur bezog und mit ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen sich bald daran machte, die halbverfallenen Gebäude der Kirche und des Klosters wiederaufzubauen. Der Bischof von Bayeux fragte sie deshalb einmal, wer denn nach ihrem Tode die Leitung des Hauses und des Instituts übernehmen könne. Da erwiderte die Heilige: «Es wird die junge Schwester sein, die jetzt in der Küche arbeitet, und Gott wird sie führen.» Mit jener Schwester selbst aber hatte die Heilige einmal das folgende kurze Gespräch: «Meine Tochter, wollen Sie Gottes Werkzeug sein?» — «Gewiß, Mutter!» — «Gut; seien Sie ein gefügiges und gelehriges Werkzeug, und Gott wird Wunderbares wirken.» — Deshalb schickte die Gründerin auch Schwester Plazida einige Monate nach Argentan, um deren Schulbildung zu vervollkommnen.

In einem Novembersturm des Jahres 1842 stürzte der Turm der Kirche wieder ein, den man soeben wieder aufgebaut hatte. Woher sollte man das Geld nehmen zum erneuten Wiederaufbau? Die Heilige entschloß sich, Schwestern als Almosensammler auszuschicken, und Schwester Plazida schien ihr trotz ihrer Jugend dazu am geeignetsten. Diese erhielt also den Auftrag, in Begleitung einer 38jährigen Schwester sich auf den Weg zu machen und zunächst der Königin von Frankreich einen Brief mit der Bitte um Almosen zu überreichen. Die schüchterne und furchtsame Natur der Schwester war erschreckt und entsetzt über einen solchen Auftrag. Die Heilige suchte sie zu beruhigen mit den Worten: «Gehen Sie, mein Kind, mit Vertrauen! Der Heilige Geist wird Ihnen eingeben, was Sie sagen sollen.» Bangen Herzens will Schwester Plazida folgen. Aber als sie die Klosterschwelle überschreiten will, da wird ihre Kraft vom Entsetzen gelähmt. Von ihrer furchtsamen Natur überwältigt, kehrt sie wieder um und wirft sich weinend der Gründerin zu Füßen. Diese blieb fest und sagte nur: «So kurz war Ihre Reise, mein Kind? Wo bleibt Ihr Glaube? Verbringen Sie nun eine halbe Stunde vor dem Allerheiligsten!» Schwester Plazida gehorchte, holte sich vor dem Tabernakel die Kraft, die sie mit dem Apostel sagen ließ: Ich vermag alles in dem, der mich stärkt, ging in Einfachheit in die Häuser der Reichen und der Armen und begann ihre Bitte mit den Worten: «Meine Mutter (Oberin), die eine Heilige ist, schickt mich.» In den nächsten Wochen, Monaten und Jahren ging dann die Selige von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, oft barfuß oder in Holzschuhen und in äußersten Entbehrungen, um die «Kasse für den lieben Gott» nicht in Anspruch zu nehmen. Nicht immer wurde sie gut aufgenommen; einmal zum Beispiel erhielt sie als Antwort auf ihre Bitte eine Ohrfeige. Da sagte sie ruhig: «Das war für mich — und was für die Kirche?» Solcher Sanftmut konnte der andere nicht widerstehen. — Auf einem der Ministerien legte man ihr nahe, einen von ihr abgefaßten Bericht auf Kosten der Wahrheit etwas zu ändern, weil sie dann mehr erhalten würde. Die Schwester erwiderte in aller Einfachheit und Treuherzigkeit: «Aber an erster Stelle will ich in den Himmel kommen.» Diese Antwort blieb unvergessen; und sooft

man dort die Schwester wieder sah, sagte man heiter zueinander: «Da ist die kleine Schwester, die in erster Linie in den Himmel kommen will.» Und es blieb ihr dort keine Türe mehr verschlossen. — Gewiß litt sie sehr unter der Einsamkeit, da sie fast immer fern von der Klostergemeinschaft leben mußte und seit der zweiten Bettelreise ohne Begleiterin war, aber ihr unaufhörliches Gebet hielt sie um so mehr in der Nähe Gottes und ließ sie in bewußter Abhängigkeit von ihm auf all seine Anregungen achten. In Paris fand sie zunächst nicht einmal ein Plätzchen, von wo aus sie ihre Bettelgänge in die große Stadt hätte unternehmen können; denn bei allen Klöstern, an denen sie anklopfte, wurde sie abgewiesen. Die heilige Gründerin aber, der sie ihre Enttäuschung klagte, erwiderte nur, daß Gott sicher auch damit seine Absichten habe. Er werde einen Unterschlupf für sein Kind finden; denn er will, daß wir unser Vertrauen nur auf ihn setzen, und er verdemütigt uns nur, um uns um so höher erheben zu können. Schließlich fand sich auch durch eine gütige Fügung ein Absteigequartier bei einem älteren Fräulein. Inmitten all der Widerwärtigkeiten und auch Gefahren dieser Bettelgänge und in der Kraft des ständigen Gebetes schien übrigens Schwester Plazida auch ihre übergroße Furchtsamkeit und Schüchternheit ganz verloren zu haben. Als sie zum Beispiel der Königin Maria-Amalia und ihrer Familie einen Bittbrief der heiligen Maria Magdalena Postel überreichte, da gestand sie nachher, daß sie in dem großen Salon des Hofes und in Gegenwart der Königin ebensowenig verlegen war, wie sie es einer Freundin gegenüber gewesen wäre. Tatsächlich erhielt sie von der königlichen Familie ein ansehnliches Almosen; ebenso vom Generaloberen der Schulbrüder des heiligen J. B. de la Salle, dessen Regeln die heilige Maria Magdalena Postel für ihr eigenes Institut übernommen hatte.

Am 16. Juli 1846 starb die heilige Gründerin der «Schulschwestern von der Barmherzigkeit», und sieben Wochen später, am 5. September, wurde Schwester Plazida zu ihrer Nachfolgerin gewählt. Sie zählte erst 31 Jahre, und weitere 31 Jahre lang sollte sie die Kongregation leiten, nämlich bis zu ihrem Tode am 4. März 1877. In dieser Zeit hat sie etwa 100 Häuser eröffnet, während die Zahl der Schwestern des Instituts von 150 auf ungefähr 1000 stieg. Die mit alledem verbundene Last an Arbeit und Sorge wurde noch durch besondere Umstände vermehrt. Erschwerend war der Umstand, daß eine ziemlich nahe Verwandte der Seligen, Schwester Maria Viel, die erste Gefährtin der heiligen Gründerin, mit der Wahl zur Generaloberin gerechnet hatte und daß auch der Kaplan des Klosters ihre Wahl lieber gesehen hätte. Es bedurfte aller Demut, Geduld und Festigkeit der guten Mutter Plazida, um eine Spaltung unter den Schwestern zu verhüten. Dazu kam, daß die Selige auch noch als Generaloberin die Bettelreisen fortsetzte; das bot ihr zugleich die Möglichkeit, der Schwester Maria (die sie ihre «Tante» nannte) weitgehende Vollmachten zu überlassen. Eine weitere Schwierigkeit, die selbst den Bestand des Instituts gefährdete, kam daher, daß man es im Jahre 1838 versäumt hatte, der Regierung gegenüber das Recht einer Generaloberin der Kongregation zu betonen. Vielleicht hing damit die geheimnisvolle Reise zusammen, die Mutter Plazida in der Zeit vom 14. bis 27. September — über Paris, Brüssel, Köln, Berlin, Breslau, Wien, Frohsdorf und wieder auf dem gleichen Wege zurück — unternahm. Die Selige selbst erklärte: «Es schien mir (gelegentlich der Prozessionen mit einer Statue der seligen Jungfrau in einer Kirche), Maria verpflichte sich, selbst meine Führerin (auf der Reise) zu sein, unter der Bedingung, daß ich niemandem das Geheimnis meines Planes offenbare.» So wissen wir nichts Sicheres über den letzten Beweggrund dieser Reise, deren Ziel offensichtlich Frohsdorf bei Wien war, wo sich das Schloß des Grafen von Chambord, Heinrichs V. von Frankreich, befand, der im Jahre 1830 hatte in die Verbannung gehen müssen. Der Bericht über die Reise selbst und die wunderbaren Fügungen, die Mutter Plazida dabei erlebte, liest sich wie ein Roman, der fast zu schön scheinen möchte, um wahr zu sein — wenn man nämlich absehen würde von der seltenen Nähe und Vertrautheit mit Gott, die Mutter Plazida durch ihre große Demut und Treue gegenüber der Gnade Gottes erreicht hatte. Viele bezeugten ja: «In ihrer Nähe fühlte man sich näher bei Gott»; und dies war die Folge davon, daß «ihr Leben nur Demut, Gebet, Vertrauen und Liebe war». Noch mehrere Reisen nach Deutschland unternahm die Selige, um das Institut der Barmherzigen Schulschwestern dort Fuß fassen zu lassen, wie es ihr die heilige Postel vorausgesagt zu haben schien. In Heiligenstadt (in der Diözese Paderborn) erstand das Mutterhaus der deutschen Schwestern, die zwar rechtlich nach dem ersten Weltkrieg abgetrennt wurden, die aber doch in Mutter Maria Magdalena Postel und Mutter Plazida Viel ihre Gründerinnen verehren. — Auf der Rückreise von Wien war die Selige übrigens wie durch ein Wunder im Schloß Sans-Souci in Postdam bis zum König Friedrich Wilhem IV. und seiner Gemahlin Elisabeth vorgedrungen. Das war noch nie einer Klosterfrau gelungen, wie die Hofdame Frau von Liouck, eine geborene Französin, erklärte. Der König und die Prinzessinnen spendeten ihre Gabe für die Kirche von Saint-Sauveur.

Diese konnte im Jahre 1856 eingeweiht werden. Der Wiederaufbau hatte schätzungsweise 700 000 Franken gekostet. Der weitaus größte Teil dieser Summe war durch das opfervolle Sammeln und Betteln der guten Mutter Plazida zusammengebracht worden. — Die ganze Organisationsgabe, das mütterliche Herz und das wunderwirkende Gottvertrauen der Seligen zeigte sich in besonderer Weise nochmals im Jahre 1871, als die deutschen Truppen bis fast unmittelbar vor Saint-Sauveur kamen. Hunderte und Hunderte von französischen Soldaten wurden damals in der ehemaligen Abtei gepflegt und verköstigt, und die Lebensmittel wurden durch das Gebet der Seligen zur heiligen Maria Magdalena Postel wunderbar vervielfältigt. Man legte der Mutter Plazida nahe, die Abtei zu räumen, da sie bald zum Kampfplatz würde; sie aber wußte, daß die deutschen Soldaten nicht bis dorthin kommen würden — wie es sich auch bewahrheitete. Ähnliche Dinge ereigneten sich nicht selten im Leben der «guten Mutter Plazida», weil Gott eben seine Freude daran hat, sich zu den einfachen und demütigen Seelen herabzulassen. Die Einfachheit war aber einer der hervorstechendsten Züge an der Seligen, jene Einfachheit, die nicht Mangel an Geist oder Begabung ist, sondern deren Ursprung im Geiste und Leben Gottes selbst liegt, jene Einfachheit, die von sich schweigt, obwohl sie reden könnte, und die unbekannt bleiben will, während sie Großes tut. Mutter Plazida verwirklichte ja nicht weniger wie ihre heilige Vorgängerin die Losung: «Möglichst viel Gutes tun und dabei möglichst verborgen bleiben!»

Die geistige Gestalt der Mutter Plazida Viel haben Augenzeugen mit folgenden Worten zu zeichnen gesucht: «Ihre Seele und ihr ganzes Wesen waren derart mit Gott vereint, daß von ihrer Person etwas wie ein übernatürliches Ausstrahlen ausging: Jesus entfaltete sich in ihr. Es vollzog sich eine Art von Verwandlung und Verklärung, die das Ergebnis einer tiefen und ständigen Vereinigung mit ihm war. — Ich habe viele Klosterfrauen und manche Oberinnen ge-

sehen, aber keine hat auf mich diesen Eindruck gemacht, der nur immer deutlicher und größer wird, je mehr ich in den Jahren voranschreite. — Mit einem Worte gesagt: alles an ihr sprach von Gott und führte zu Gott.» — Zuweilen hörte man die Selige sagen: «Oh, ich habe ein großes Verlangen, den lieben Gott zu schauen; aber wenn er mich noch einige Jahre auf Erden haben will, so ist es mir auch lieb und süß, seinen heiligsten Willen zu erfüllen.» — Als dann ihr Herzleiden, verbunden mit Wassersucht, das Ende herbeiführte, da hatte sie am letzten Tage ihres Lebens (am 4. März 1877) noch die Kraft, mit ersterbender Stimme zwei Strophen eines ihr teuren Liedes zu singen, worin es heißt: «Mein ewiges Glück beginnt!... Heilige Engel, reine Geister, dieser Tag macht uns gleich! — Was habt ihr, das ich nicht besäße?» — Dieses heilige Sterben war die Krönung eines Lebens, das gekennzeichnet war durch eine restlose Hingabe an die Führung und Vorsehung Gottes und durch eine große Kreuzesliebe, getreu der Losung, die Mutter Postel ihrem Institut gegeben hatte: Gott gehorsam bis zum Tod!

Hören wir nur eine der Mahnungen, die Mutter Plazida Viel an ihre Töchter richtete: «Überlassen wir uns ohne Vorbehalt und mit ganz kindlichem Vertrauen den Händen Gottes...! Er selbst lädt uns dazu ein mit den Worten: Dein Wille geschehe!... Dieser anbetungswürdige Wille sei die Grundlage unseres Handelns, und in allen Lagen wollen wir sagen: Herr, tu mit mir, was Dir gefällt; ich gehöre Dir, das genügt mir. Stell mich in das Licht oder die Finsternis, erhöhe mich oder tu mich hinunter, laß mich in Trost oder in Trostlosigkeit: Du bist doch der Herr! Und all mein Heil liegt in Dir und Deinem heiligen Willen. Besteht nicht mein Glück darin, in allem und für alles mit Deinem Wohlgefallen einig zu gehen? Je kleiner, verdemütigter und unterwürfiger ich bin, desto mehr bin ich Deinem Herzen gemäß und bin ich imstande, mich glückselig zu versenken und zu verlieren in Dich, das unendliche Meer alles Guten. Du bist der Mittelpunkt all meiner Wünsche und meine einzige, vollkommene Ruhe... Suchen wir immer in aller Wahrheit sagen zu können: Ich bin, wo Gott mich haben will; ich verlange nichts als Ihn; ich leide gern aus Liebe zu Ihm; ich bete Ihn an und preise Ihn für alles und in allem, indem ich mich seinem Belieben unterwerfe... Möge sein göttliches Reich sich erheben auf den Ruinen unserer überwundenen Natur!»

F.

Ein heiligmässiger Priester unserer Zeit

(Schluß)

Ein so hochherziges Streben und Bemühen brachte naturgemäß immer größere Vermehrung der Gnade und Heiligung mit sich, und dieses Leben der Gnade und der Gottesliebe wurde von P. Reus all die Jahre von 1912 bis 1947 hindurch in unzähligen mystischen Erfahrungen bewußt erlebt. Diese Erlebnisse waren aber auch ein ständig neuer Antrieb zu restloser Hingabe, um ganz und vollkommen das zu tun, was ihm mehr zum Wohlgefallen und zur größeren Ehre Gottes zu sein schien. Sehr gut und treffend hat ja P. Reus in einer Aufzeichnung den Sinn und die Bedeutung der mystischen Gnaden angedeutet mit den Worten: «Deine großen Gaben... machen mich noch nicht heilig. Sie sollen mir aber ein stets verwundender Stachel sein, mir zu sterben, um Dir zu leben. Victima tui amoris...»

Es ist unmöglich, hier auf Einzelheiten der außergewöhnlichen Gnaden einzugehen, die P. Reus vor allem bei der täglichen heiligen Messe empfing. Die wichtigsten Gnaden hat er in einem Dankgebet zusammengestellt. Darin sagt er u. a.: «Du hast Dich gewürdigt, mir den Ring der Verlobung zu geben, Dein heiligstes Herz mit meinem Herzen und Deine heiligste Person mit meiner Person fühlbar zu vereinen, Dein heiligstes Herz mit meinem Herzen zu tauschen, mir die ewige Seligkeit und Herrlichkeit nach dem Tode ohne Fegfeuer und die kommende Verherrlichung auf Erden zu offenbaren.» Als er dieses sein tägliches Dankgebet am 8. Juli 1946 ins Tagebuch eingetragen hatte, mußte er noch hinzufügen, «diese Verherrlichung auf Erden sei die Heiligsprechung»; dann fährt er fort: «Möge das hl. Herz Jesu überall geliebt werden! Nach Niederschrift dieses Berichtes machte ich eine Besuchung des hl. Sakramentes. Da bestätigte die liebe Mutter Gottes, was ich geschrieben hatte. Nur wünschte sie erwähnt zu wissen, daß auch sie es ist, die mir diese hohen Gnaden erlangte. Ebenso wünschte der liebe Heiland, seine hl. Mutter erwähnt zu sehen. Von Herzen gern; denn es entspricht meiner innersten, längst gehegten Überzeugung: Maria hat geholfen!»

P. Reus war aber davon überzeugt, daß die ihm persönlich erwiesenen Gnaden ihm vor allem im Hinblick auf das Priestertum gegeben wurden und daß sie allen Priestern das in Erinnerung rufen sollten, was sie zwar durch den Glauben und das Dogma wissen, was sie aber im tatsächlichen Leben doch zu wenig bedenken und nicht genug in ihrem Tun, Handeln und Urteilen verwirklichen. Dafür nur einige Beispiele aus den Aufzeichnungen des Paters. Am 7. Juli 1946: «Die allerheiligste Dreifaltigkeit war sichtbar während der ganzen heiligen Messe. Als ich bei der hl. Wandlung die Einleitungsworte sprach: benedixit, fregit, sah ich, wie der liebe Heiland mit seiner rechten Hand das Kreuzzeichen zu gleicher Zeit mit mir machte, ebenso beim Segen am Schluß der hl. Messe. Was der Priester segnet, ist von Gott selbst gesegnet und geweiht. Diese bekannte Wahrheit ließ mich der Herr wahrnehmbar sehen, um das Vertrauen auf den Segen der Kirche zu mehren.» — Am 14. September 1945: «In den Gebeten des Kanons vor der hl. Wandlung hörte ich, wie der liebe Heiland mit leiser Stimme, so wie der Priester, die Gebete mitbetete. Die Konsekrationsworte sprach er mit lauter Stimme. Bei den Gebeten ließ er den Schluß weg, wenn ich recht verstand. Bei der hl. Kommunion sah ich, wie ich den lieben Heiland am Kreuze in meine Arme schloß, und zwar zweimal, bei der hl. Hostie und nach dem Genuß des hl. Kelches. Eine Menge Gnaden, die uns die geheimnisvolle Schönheit des hl. Opfers offenbaren! Was mir geschah, gilt für alle Priester... Dank ihm durch die ganze Ewigkeit!» — 22. Januar 1945: «Als ich das Pater noster betete, hörte ich, wie das Jesuskindchen, das ich sichtbar in der hl. Hostie sah, dasselbe mit mir betete. Würde des Priesters, Liebe des hl. Herzens Jesu! Wer kann sie begreifen?» — 15. Januar 1938: «Bei der Konsekration hörte ich ganz deutlich, wie der liebe Heiland zu gleicher Zeit mit mir die Konsekrationsworte sprach... Bei einem Psalm des Breviers insbesondere nahm ich wahr, wie der liebe Heiland mit mir dasselbe betete. Nicht nur bei der Konsekration, auch an einer anderen Stelle der hl. Messe nahm ich wahr, wie der liebe Heiland dieselben Worte sprach.» — 22. Januar 1937: «Bei der Wandlung sah ich in meinen Händen, meiner Zunge, selbst in den Worten der Konsekration die lichte Gestalt des lieben Heilandes.» — 13. August 1936: «Bei der

hl. Wandlung sah ich klar in meinen Händen die lichte Hand des lieben Heilandes, der die Hostie und dann den Kelch hielt. Wenn es auch richtig ist, daß der göttliche Heiland in sichtbarer und fühlbarer Gestalt in mir ist, so ist doch diese bei gewissen Gelegenheiten klarer und macht sich mehr bemerkbar.» — 30. Juni 1936: «Wenn (beim Beichthören) meine Hand sich zur Lossprechung erhob, sah ich in ihr die lichte Hand des göttlichen Heilandes, der in mir und mit mir durch das heilige Kreuz die Lossprechung erteilte. Eigentlich ist das nichts Neues, da ich den lieben Heiland immer in mir sehe, wenn ich nicht äußerlich abgelenkt werde. Aber so klar, gerade in bezug auf die Hände, hatte ich es nie beobachtet. Nachdem ich einmal aufmerksam geworden war, sah ich auch in der anderen Hand die lichte Hand des Herrn. Immer neue Beweise einer unverdienten Liebe!» — 27. Januar 1938: «Bei der Austeilung der hl. Kommunion sah ich plötzlich in der Brust der Brüder ein nach allen Seiten ausstrahlendes Licht.»

Die erstaunliche Häufigkeit und Größe der außergewöhnlichen Gnaden hat den P. Reus selbst am allermeisten befremdet, beschämt und geradezu bestürzt. Er hat auch immer wieder gegen diese Gnaden sich zu wehren versucht und mußte deshalb vom Herrn das Wort hören: «Warum widerstehst du immer meiner Liebe?» Noch in seinem letzten Lebensjahre, am 15. September 1946 schreibt er z. B.: «Schon in der Betrachtung sah ich die beiden heiligsten Herzen mit Dornen umgeben. Als ich zur hl. Messe ging, war ich fest entschlossen, auf keine Vision zu achten, in welcher diese beiden heiligsten Herzen erscheinen würden. Aber Gott ist mächtiger. Als ich das ‚Aufer' (das Gebet nach dem Stufengebet) gesprochen hatte, war schon Ekstase da. Ich sah die allerheiligste Dreifaltigkeit; vor ihr gerade diese beiden heiligsten Herzen, mit Dornen umgeben, und beide nochmals von einer großen Dornenkrone eingeschlossen, wohl um anzudeuten, daß diese beiden heiligsten Herzen zusammen geliebt und geehrt werden sollen, wie sie zusammen gelitten und sozusagen gemeinsam die Menschenkinder geliebt haben...» — Oftmals kehren in den Aufzeichnungen Bemerkungen wieder, wie z. B. diese (vom 23. Juli 1936): «Ich bin mir wohl bewußt, welch unwahrscheinliche Sache ich als echt vorlege. Aber ich kann nichts daran ändern und muß schreiben, was Er will. Was Er, der Herr, damit vorhat?» — Als er einmal, wie übrigens sehr häufig, berichten mußte, daß ihm aus der hl. Hostie das Jesuskindchen «zulächelte und die Ärmchen nach ihm ausstreckte», da bemerkte er: «Wenn es nicht so sicher wäre, würde ich über eine derartige Vision mit Spott und Hohn hinweggehen.» — Vor allem aber bedeuteten diese Gnaden und deren gottgewollte Niederschrift immer wieder eine große Verdemütigung für ihn. So schrieb er einmal: «Wenn ich diese lieblichen Gnaden sehe, wird mir sonderbar zumute: mein Leben erscheint mir in einer betrübenden Armseligkeit. Welche Barmherzigkeit des Herzens Jesu!» — Ein andermal «brach er überrascht in Tränen aus mit den Worten: ‚Welch eine Schande! Welch eine Schande' — daß nämlich die heiligste Dreifaltigkeit in mir wohnt und ich so wenig heilig bin... Was soll ich Ärmster tun?» — Mit Recht sah er ein Zeichen für die Echtheit der erhaltenen Gnaden in dieser Wirkung, die er beschreibt (am 17. Juni 1934) als «eine tiefe Verachtung für mich selbst, nichts Gemachtes und Gesuchtes, sondern wirkliche, aufrichtige, tiefgefühlte Verachtung angesichts der Gnade und meiner Armseligkeit.» Nur noch ein Beispiel für viele. Am 17. September 1945, am Fest der Stigmata des hl. Franziskus, mußte er sich in der Vision an der Seite des Heiligen von Assisi und des hl. Ignatius sehen, wobei er auch die Heiligste Dreifaltigkeit schaute. «Ich machte» — so berichtet er — «alle Anstrengungen, die unter diesen Umständen (bei der hl. Messe) möglich waren, um mich zu befreien; besonders am Schluß blickte ich flehentlich auf den lieben Heiland mit der stillen Bitte, mich von dieser mich so arg beschämenden Vision frei zu machen. Statt dessen vermehrte er sie; denn bis dahin hatte er die Strahlen seiner hl. Wunden nicht gezeigt. Jetzt kamen auch diese noch hinzu. Rings viele hl. Engel, die sich Stein und Bein werden gewundert haben über die große Herablassung des heiligsten Herzens Jesu und seine grenzenlose Liebe. Ich muß die Vision zeichnen und berichten und nehme all die Verachtung auf mich, die um dieser Vision willen auf mich fallen wird.» Bezeichnend ist auch noch die Schlußbemerkung jenes Tages: «Ich hatte einen Satz geschrieben, den ich jedoch wieder wegnehmen mußte, und zwar wegschneiden, damit jede Möglichkeit genommen sei, ihn zu entziffern. Das heiligste Herz Jesu wacht demnach über die Wahrheit dessen, was ich schreibe und über die Übereinstimmung mit den Absichten seines heiligsten Herzens. Auch vor ungefähr acht Tagen mußte ich einen Bericht von ungefähr zwei Seiten unterdrücken.»

Die letzte Eintragung seines Tagebuches lautet, immer noch mit deutlich lesbaren deutschen Buchstaben geschrieben: «10. Juni 1947. O liebsüßestes Herz meines Jesus! Idem (d. h. die gewohnten drei Ekstasen bei der hl. Messe, nämlich bei der hl. Wandlung, vor und nach der hl. Kommunion). Letzte Messe.»

Es war auch seine letzte heilige Messe. Von da an mußte er das Bett hüten bis zu seinem Todestag, den 21. Juli 1947. — Seither ist seine Verehrung und das Vertrauen auf seine Fürsprache im Himmel ständig gewachsen, und es scheint, daß nach seinem Tode erst sein Herzenswunsch sich ganz erfüllen soll: «Möge doch mein ganzes Leben ein Apostolat sein, damit das heiligste Herz Jesu immer mehr erkannt werde in seiner überfließenden Barmherzigkeit gegen alle, besonders die Priester.» F. Bn.

Die katholische Kirche in Indonesien

Missionsgebetsmeinung für den Monat Mai.

Als das aus Java, Sumatra, Borneo, Celebes und den Kleinen Sundainseln bestehende holländische Kolonialreich in Ostindien am 27. Dezember 1948 in die Vereinigten Staaten von Indonesien umgestaltet wurde und die Souveränität erhielt, freuten sich mit ihren Landsleuten auch die katholischen Indonesier über die nach harten Kämpfen und zähen Verhandlungen errungene Unabhängigkeit ihrer Heimat. Schon am 19. Juli 1932 hatte ja der politische Führer der Katholiken, der jetzige Minister Kasimo, im Parlament erklärt: «Die unter der politischen Macht Hollands stehenden Völker Indonesiens haben von Natur aus das Recht und die Pflicht, ihre Unabhängigkeit zu erarbeiten. Die holländische Kolonialmacht ist verpflichtet, diesen Völkern zunächst die Selbständigkeit und dann die Unabhängigkeit zu gewähren.»

Das junge indonesische Staatswesen, das am 14. August 1950 seine Verfassung zentralistisch umgestaltete und jetzt «Vereinigte Republik Indonesien» heißt, zählt unter 70 Mill. Einwohnern rund 800 000 Katholiken, von denen etwa 10

Prozent Europäer sind. Die hierarchische Organisation umfaßt 21 apostolische Vikariate und Präfekturen. Das Christentum fand wahrscheinlich zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch portugiesische Seefahrer Eingang in die indonesische Inselwelt. Franz Xaver war von 1545 bis 1548 verschiedene Male dort tätig und förderte die Christengemeinden.

Wenn die katholische Kirche in ihrer sich nun über 400 Jahre erstreckenden Missionstätigkeit keine größeren Erfolge zu erzielen vermochte, so ist dies zunächst darauf zurückzuführen, daß der Islam hier bereits eines seiner fernöstlichen Bollwerke errichtet hatte. Zudem hielten die Holländer, nachdem sie zu Beginn des 17. Jahrhunderts Indonesien besetzt hatten, die katholische Mission 200 Jahre lang dermaßen unter Druck, daß man sich wundern muß, wie sich bis 1847 überhaupt noch einige katholische Gemeinden erhalten konnten. In jenem Jahre erhielt die Kirche endlich größere Freiheiten, und unter dem Eindruck des Wechsels der politischen Verhältnisse im Mutterlande nahmen die holländischen Kolonialbehörden nun langsam eine freundlichere Haltung gegen die katholische Mission ein. Einige Relikte des Katholikenhasses haben sich allerdings bis fast in die letzten Tage des Kolonialregimes hinein erhalten, wie z. B. ein Gesetz, das der Regierung das Recht einräumte, jeden katholischen Missionar des Landes zu verweisen. Weil die Missionare aber mehr und mehr Holländer waren, ergab sich schon deshalb eine konstruktivere Zusammenarbeit der Behörden mit der Kirche.

Bedenkt man, daß es in Indonesien um die Jahrhundertwende erst etwa 24 000 Katholiken gab, von denen etwa die Hälfte Europäer waren, so ergibt sich für die letzten Jahre ein recht ansehnlicher jährlicher Zuwachs von 16 000 Seelen. Wie so oft, könnten aber auch hier die Zahlen täuschen, denn von den 800 000 Katholiken entfallen mehr als die Hälfte (ungefähr 500 000) auf die Missionsgebiete der Kleinen Sundainseln und indonesisch Timors, während die übrigen Missionssprengel meistens kaum auf 10 000, höchstens aber auf 40 000 Seelen kommen.

Nur auf den Kleinen Sundainseln kann von einem eigentlichen Erfolg der Mission gesprochen werden, obwohl die Leistung der Missionare in den anderen Gebieten, in denen meist der Islam vorherrscht, vollauf anerkannt werden müssen. Hier vollzog sich eine Massenkonversion größter Ausmaße, die nach und nach beängstigende Formen annahm, weil die Zahl der Missionare mit dem Wachstum der Christengemeinden nicht mehr Schritt halten konnte. Nicht selten hat ein einziger Priester 7000 bis 10 000 Seelen zu betreuen. Seit 1932 nahm denn auch die Zahl der Erwachsenentaufen merklich ab. Und die Folgen der unter der Überlastung der Missionare leidenden Betreuung der Christen beginnen sich bereits im Glaubensleben der Gläubigen abzuzeichnen. Diese Wachstumskrise wird sich aber zweifellos überwinden lassen, wenn die während der Japanerherrschaft gelichteten Reihen der Missionare wieder aufgefüllt sind und mehr einheimische Priester zur Verfügung stehen.

Der Mangel an einheimischen Geistlichen ist überhaupt das große Kreuz der indonesischen Mission. Von rund 600 Priestern sind heute erst 70 Indonesier, von 21 Missionsobern entstammt ein einziger dem indonesischen Volke, der apostolische Vikar auf Soemarang auf Java, Mgr. Albert Soegjapranata, SJ. Die Schuld für diesen folgenschweren Mangel liegt aber nicht bei der indonesischen Kirche. Schon im 16. Jahrhundert wurde ja mit der Heranbildung eines einheimischen Klerus begonnen, aber der Mangel an Missionspersonal, die Unterdrückung der Mission durch das Kolonialregime, die japanische Okkupation während des letzten Krieges und die Wirren, die der Verselbständigung Indonesiens vorausgingen, haben nicht nur das Missionswerk im allgemeinen, sondern vornehmlich auch die Ausbildung des einheimischen Klerus immer wieder behindert. Heute studieren an den verschiedenen Kleinen und Großen Seminarien etwa 300 bzw. 100 Seminaristen.

Die Entwicklungsmöglichkeiten der katholischen Kirche im neuen Staate Indonesien sind noch schwer abzuschätzen. Während mohammedanische Extremisten und Fanatiker, die schon während der Unabhängigkeitskämpfe gegen den Katholizismus Sturm liefen, den Islam zur einzigen Staatsreligion erheben wollen, suchen die gegenwärtig in der Regierung führenden Kreise die Zusammenarbeit mit den Katholiken. Seit 1950 ist ein Gesandter Indonesiens beim Heiligen Stuhle akkreditiert, und der Vatikan hat im gleichen Jahre seine Apostolische Delegatur in den Rang einer Internuntiatur erhoben. Staatspräsident Soekarno versicherte damals dem Internuntius, Mgr. G. de Jonghe d'Ardhoye: «Wir wissen, daß die katholische Kirche durch ihre soziale, karitative und erzieherische Tätigkeit Bemerkenswertes zum Fortschritt des indonesischen Volkes beigetragen hat. Für die Zukunft wird ihre Tätigkeit durch die Staatsgrundsätze des Glaubens an Gott, der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Demokratie gesichert.» Eine ähnliche Erklärung gab der Präsident im vergangenen Jahre anläßlich einer Rede auf Flores ab, wo er sagte, die Regierung sei entschlossen, der in der Verfassung garantierten Religionsfreiheit Nachachtung zu verschaffen.

In der Regierung und im Parlament sind die Katholiken mit 2 bzw. 7 Mitgliedern an und für sich übervertreten. Trotzdem konnte nicht verhindert werden, daß Artikel 18 der Verfassung der Vereinigten Staaten von Indonesien in die Verfassung der Vereinigten Republiken nur noch zum Teil übernommen wurde. Artikel 18 garantierte die Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit, die Freiheit, die Religion zu wechseln, öffentlich zu bekennen und zu verbreiten und die Freiheit, die Kinder in der Religion ihrer Eltern zu erziehen. Schon diese Verfassungsbestimmung war von den Katholiken als ungenügend empfunden worden, weil den katholischen Schulen und Wohltätigkeitsanstalten nicht die gleichen Rechte (finanzielle Zuschüsse usw.) eingeräumt wurden wie denen anderer Religionsgemeinschaften.

Der neue Verfassungsartikel spricht nur noch ganz allgemein von Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit. Er läßt gewiß eine den Katholiken gerecht werdende Auslegung zu, kann aber der Kirche zum Verhängnis werden, wenn extremistisch islamitische Kreise Oberwasser gewinnen sollten. Noch verhängnisvoller würde sich der neue Artikel 49 auswirken, welcher der Regierung das Recht einräumt, das Verhalten der Religionsgemeinschaften gegen die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze des Landes zu überprüfen.

Man muß dabei im Auge behalten, daß die Katholiken — die sich kürzlich zu einer eigenen politischen Partei zusammengeschlossen haben — in Indonesien und besonders auf Java, dem 50 Millionen Einwohner zählenden und politisch einflußreichsten Gebiete der Republik, eine verschwindende Minderheit darstellen. Eine gewisse Besorgnis um die Zukunft der Kirche in Indonesien entbehrt also, besonders angesichts der anhaltenden Gärung im jungen Staatswesen und der extremistischen und kommunistischen Machenschaften, keineswegs realer Grundlagen. Die Kirche bittet die Gläubigen im Monat Mai nicht umsonst um das Gebet für die Glaubensbrüder in Ostindien. W. Hm.

Die Ehelosen — eine sittliche Frage

Mit diesen Worten überschreibt der reformierte Pfarrer Werner Meyer in seinem Kommentar zum 1. Korintherbrief * die Ausführungen zu Kapitel 7, 25 ff. Ich habe darin so viel Aufbauendes gefunden, daß ich nicht umhin kann, die Gedanken dieses wirklich ökumenisch denkenden Pfarrers hier mit meinen Überlegungen wiederzugeben.

«Der ganze Abschnitt handelt von den Ehelosen, von den jungfräulich Bleibenden zuerst, dann von den Verwitweten. Man beachte: Ein halbes Kapitel lang befaßt sich Paulus mit dem Schicksal der willentlich oder schicksalsmäßig Unverheirateten. Und er spricht eigentliche Schlüsselworte zum Sinn der Ehelosigkeit.»

«Ehelosigkeit hat einen Sinn in der Kirche Christi. Hier ist Ehelosigkeit nicht mehr, was sie sonst so ziemlich überall war und ist: ein Unglück, ein sinnloses Fatum, ein Unerfülltbleiben des irdischen Daseins, sondern erstmals wird Ehelosigkeit als ein sinnerfülltes, ganzheitliches, vollwertiges Dasein erfaßt. Paulus singt den Hymnus auf die Jungfräulichkeit mit mindestens derselben Begeisterung wie den auf die Ehe. Beide Möglichkeiten irdischer Lebensgestalt stehen ebenbürtig nebeneinander. So weit ist der evangelische Lebensraum.»

Pfarrer Meyer hält es nicht für unwahrscheinlich, daß bereits in der Urkirche Jungfrauen die Ehelosigkeit als (Ordens-)Stand erwählten. Das Entscheidende aber ist nach ihm, daß der Apostel den Ehelosen einen Raum in der Kirche anweist: «Er fügt sie als dienstmäßig unentbehrliche Glieder in das durch Liebe zusammengehaltene Gefüge der Kirche ein. Damit ist der Christenheit jeder Zeit aufgegeben, ihrerseits ein vollmächtiges Wort zu finden für die Unverheirateten, ein Wort der Liebe, das sie vollgültig einbezieht in den Liebesraum, in den Dienstorganismus des Leibes Christi. Eine Kirche, der es nicht zum Problem wird, wenn zum Beispiel auf drei Mädchen nachgewiesenermaßen höchstens zwei zum Heiraten kommen, eine Kirche, die für diese Überzähligen kein Wort, keine Sinngebung, keine Daseinsbedeutung vom Evangelium her aufbringt, begeht eine fundamentale Unterlassungssünde.»

Man könnte, wenn diese Mahnung nicht der Kirche als Ganzes gilt, auch sagen: Ein Prediger, ein Beichtvater, ein Seelsorger, der für die Unverheirateten kein Wort der Ermunterung hat...

Im folgenden Abschnitt überschreibt der Kommentator die Ausführungen des Apostels mit den Worten: Ledigkeit als militarisierte Lebensform. Der Apostel spricht nämlich von einer Zwangslage und Fremdlingschaft, von einer Drangsal, in der die Kirche sich der gottfremden Welt gegenüber befindet. In dieser Lage sind die Ehelosen besser dran, weil unbeschwert und unbehindert. Sie sehen den kommenden Auseinandersetzungen ruhiger entgegen, weil sie nicht durch die Pflicht, für eine Familie zu sorgen, gehemmt sind. «Die Märtyrerkirche aber braucht ledige Leute, so wie ein Feldherr den vir impeditus für den Feldzug verlangt, den vom Zivilleben, von Ehe und Familie entlasteten Mann. Das Wort ledig bekommt hier einen tieferen Sinn. Die Ledigen in der Kirche sind die Freien, die Entlasteten, denen die Hände zum Bekennen, Kämpfen und Handeln weniger gebunden sind.» Gewiß müssen in Zeiten der Entscheidung und Verfolgung auch die Verheirateten Farbe bekennen, doch brauchen sie nicht immer an vorderster Front zu stehen. «Die ecclesia militans bedarf der ledigen Knechte und Mägde Christi, und zwar um so dringlicher, je entscheidungsvoller die Zeiten sind. . . Dabei verhilft Paulus jeder Kirche zu jeder Zeit, auch in martyriumsloser Zeit zur Erkenntnis, wie sehr ledige, total einsatzfähige, durch keine familiären Rücksichten gebundene Männer und Frauen für den heiligen Dienst in Lehre, Zeugnis und Diakonie vonnöten sind.» Wir würden hinzufügen: in Darbringung des heiligen Opfers, in Spendung der Sakramente, in Liturgie.

Sehr beherzigenswert finde ich auch die Überlegung, warum der Apostel nicht deutlicher von der kommenden Zeit der Verfolgung spricht. Weil er sich verstanden wußte, und weil er keinen Grund hatte, den Glaubensbrüdern das Herz schwer zu machen. Die Zurückhaltung entspreche auch ganz dem Geiste des Herrn, der nicht wolle, daß wir das Salben des Hauptes unterlassen, wenn wir fasten. «Hier in diesem Kapitel wird die Braut Christi zu einem gewaltigen Fasten gerüstet. Es ist das Fasten der Verfolgung. Dieses Fasten aber setzt schon ein mit der von den Korinthern begeistert gepflegten und von Paulus deutlich empfohlenen Daseinsgestalt des jungfräulichen Lebens. Aber dieses Fasten vollzieht sich allseitig, auch in der Form der prophetischen Unterbauung durch Paulus, mit gesalbtem Haupt und gewaschenem Antlitz, das heißt in siegesgewisser Heiterkeit, die keine Trauergesänge anstimmt. Alles ist hier überflutet von der Lichtfülle Christi, der alle Tage bis ans Ende bei seinen Getreuen steht. Man muß schon die Märtyrerakten des zweiten und dritten Jahrhunderts zur Hand nehmen, um die erschütternde, aber auch leuchtende Bestätigung für die apostolischen Weisungen in dieser Sache wiederzufinden. Wir denken etwa an die Märtyrergeschichten jener beiden jungfräulichen Diakonissen, einer Blandina, einer Perpetua, der Mutter Agathonike usw.»

Den weitern Ausführungen des Briefes folgend bezeichnet unser Autor die jungfräuliche Daseinsweise als ein Leben unter dem Alarm der Endzeit. — Im Apostel und auch in seiner Gemeinde lebt das Bewußtsein der seit Christi Himmelfahrt angebrochenen Endzeit. Damit sind alle Dinge und Ordnungen hinieden, die ganze Weltgestalt ins Provisorium gestellt. Die Welt steht auf Abbruch. Die Gestalt und Struktur der Welt besteht aber aus Ehe, Nahrung und Eigentum. Der gläubige Christ verkettet sein Leben nicht so mit dem Gemäuer der Welt, daß er in Gedeih und Verderb daran gebunden ist. — Diese Einstellung gibt auch den Verheirateten eine gewisse Unabhängigkeit und Überlegenheit gegenüber dem Irdischen, Leiblichen, um so mehr denen, die auch auf das Erlaubte verzichtet haben. «Wer die Welt bis zum letzten Tropfen ausnützt — wird ausgenützt! Und zwar von niemand geringerem als vom Fürsten dieser Welt.»

Ganz neue Seiten am Ideal der Jungfräulichkeit leuchten aber auf, wo Paulus das Verhältnis des jungfräulichen Menschen zu Christus zeigt, zu seinem König und Bräutigam. Der aus Liebe zu Christus ehelos gebliebene Mensch «lebt etwas von der königlichen Unbekümmertheit der fahrenden Leute . . . Paulus ist voll von einem heiligen, geradezu ansteckenden Glück in dieser Freiheit, die ja, wie das zweite Sätzlein zeigt (wie er dem Herrn gefalle), zugleich restlose Hingabe an den König der Kirche ist . . . Der Ehelosigkeit, dieser irdischen Entbehrungsform, wohnt ein eigentümlicher Reichtum, eine unvergleichliche Festlichkeit und Ganzheitlichkeit inne, wenn sie im liebedurchglühten An-

* PROPHEZEI, Schweizerisches Bibelwerk für die Gemeinde. Der erste Brief an die Korinther. Von Pfarrer Werner Meyer. Zwingli-Verlag, Zürich, 1947.

schluß an Christus und an seinen Gemeindeleib gelebt wird. . . . Im Hingabeverhältnis des ehelosen Christen zum Herrn lebt und webt eine minneliche, bräutliche Innigkeit. Etwas von der Hingegebenheit der Kirche an ihr Haupt, der Brautgemeinde an ihren Bräutigam, wird zum persönlich erlebten Geheimnis des jungfräulichen Christen.»

Den Rat des reformierten Pfarrers, einmal das Wort zu meditieren, daß der jungfräuliche Mensch darauf bedacht sei, wie er Christus gefalle und «heilig sei an Leib und Seele», möchten wir besonders unterstreichen. Er hat es offenbar getan, sonst könnte er nicht folgende Worte finden, die in die Tiefen echter Heiligung hineingreifen:

«Dem Ehelosen steht der Zugang in ein Heiligsein ganz besonderer Prägung offen. Nicht das Unterbleiben der geschlechtlichen Tat ist es, was dieses qualifizierte Heiligsein ausmacht. Heiligkeit ist ja Abgeschiedenheit vom Profanen, Abwesenheit des Weltlichen, ist verzehrende Beschlagnahme durch Gott selbst. Das restlose Habenwollen des eifernden Gottes in allem und jedem, das ist das Heilige, das über die Seele des Menschen hereinbricht und das beim Ehelosen eine besonders zubereitete Beute findet.»

Nach einem schönen Zitat aus Dillersberger schließt Meyer den Abschnitt mit folgenden geistvollen Sätzen: «Die Ehe ist das horizontale Abbild der Gnaden-Ehe Christi mit der Ekklesia. In waagrechter, auf Erden liegender, weltlich aufgebauter Gestalt spiegelt die Ehe das ‚große Mysterium' des neuen Bundes wider (Eph. 5, 22—33). Die geistlich fundierte Ehelosigkeit hingegen ist das vertikale Abbild der Gnaden-Ehe Christi mit der Ekklesia. In senkrechter, nur einseitig auf Erden ruhender Gestalt, stellt sie ein bräutliches Hingabeverhältnis mit dem erhöhten Herrn dar, das seinerseits eine ins Persönliche verkleinerte Abspiegelung des bräutlichen Gnadenbundes mit der Kirche ist.»

Ist solche Exegese nicht nach mehreren Seiten hin erfreulich und ermunternd? PSM.

Ein Sozialist fordert «ethisch-religiöse Untermauerung des wirtschaftlichen Handelns»

Die angeführten Worte bilden den Titel eines Abschnittes des neuesten Buches von Dr. Fritz Marbach, Professor der Nationalökonomie an der Universität Bern, «Zur Frage der wirtschaftlichen Staatsintervention» (A. - Franke - Verlag, Bern). Professor Marbach hat vermöge seiner Stellung, wie vielleicht kaum ein zweiter, Einsicht in das wirtschaftliche Geschehen unseres Landes. Auch der Nichtfachmann sagt sich, in diesem Buche spricht ein Mann der praktischen Erfahrung und des ernsten Bemühens um das Gemeinwohl. Diesen Eindruck erhält man — gleichsam zum voraus — aus der rein sachlichen Einstellung des Verfassers zu der viel umstrittenen Frage der Berechtigung der staatlichen Eingriffe in das Wirtschaftsleben. Da finden sich keine einseitigen, überspitzten, ideologischen Behauptungen. Der Verfasser sagt selber (S. 213): «Die Studie ist geschrieben, um mitzuhelfen, Ideologien wieder in Ideen aufzulockern, die innere Begegnung von Menschen und Klassen, die letzteren ausschleifend, zu fördern.» Und so könnte denn auch von unserer Seite gegen den Sozialismus, wie ihn Professor Marbach (S. 147) auffaßt, kaum etwas gesagt werden.

«Wahrung der fundierten Persönlichkeitsrechte» ist der Titel des 7. Abschnittes (S. 52). Darin heißt es: «Weil die Nationalökonomie . . . ihr früheres, nur auf das Materielle gerichtete Spezialistentum nolens volens ablegen und zur Universalschau der Dinge übergehen muß, suchten wir kürzlich im Zusammenhang mit einer einführenden Vorlesung in Mansers ‚Naturrecht' (Manser Gallus M. OP., Das Naturrecht in thomistischer Beleuchtung, Freiburg 1944) und fanden dort den ebenso einfachen wie einleuchtenden Satz: ‚Die eminent lichttragende Rolle, welche die ratio humana hier spielt, wird uns sofort klar, wenn wir daran erinnern, daß nur der Verstand dem Willen sein natürliches Ziel, das bonum commune aufzeigt.'» Marbach fährt weiter: «Was wollen wir damit sagen? Ganz einfach, daß die Vernunft, die letzten Endes nur als Ausfluß göttlichen Willens verstanden werden kann, der Leitstern auch des Willens und des Handelns der den Staat beherrschenden Menschen und Organe sein muß. Wenn aber die Vernunft göttlichen Ursprungs ist — und anders können wir sie nicht erfassen —, dann muß das Handeln nach dieser Vernunft auch die Rechte achten, die von Natur und damit von Gottes wegen dem Menschen in die Wiege gelegt worden sind» usw. «Da bedarf es der hohen Moral und Einsicht, die sich nicht schämt, zuzugeben, daß die GmbH. Scientismus, Materalismus & Co. seit der Jahrhundertwende immer schlechtere Gewinn- und Verlustrechnungen auszuweisen hat und heute konkursamtlich betrieben ist. Es kann daher niemand und der Arbeiterschaft schon gar nicht dienen, wenn ihre politischen Wortführer dem Atheismus weiter huldigen . . . größte Physiker und andere Naturwissenschafter, am Ende der materialistischen Klaviatur angelangt, stehen entweder vor dem Nichts oder vor Gott» (S. 58). «Der Verfasser ist auf dem empirischen Weg . . . zur Überzeugung gelangt, daß eine echte und gediegene Renaissance des religiösen Menschen sich vollziehen muß, wenn wir es nicht in Kauf nehmen wollen, in manchen Dingen von jenem Typ subalterner Leute verwaltet und dirigiert zu werden, der (eine menschliche Überheblichkeit sondergleichen) sein eigenes Denken als der Dinge Letztes betrachtet . . . Das ist ein Grund mehr, warum sich der interventionistische Staat um die ethische Höherentwicklung seiner Bürger — und das kann nicht losgelöst von der religionsphilosophischen Grundkonstellation geschehen — besonders bemühen müßte» (S. 60). «Die verstandesmäßige Erkenntnis bietet für sich allein, d. h. ohne religionsphilosophische (und das heißt letztlich auch religiöse) Ergänzung nicht die geringste Garantie dafür, daß die den Staat repräsentierenden Instanzen dem bonum commune zugeneigt wandeln» (S. 62).

Auch wo Marbach Einwände widerlegt und dabei nach rechts hinüber spricht, muß man seine Argumente gelten lassen, so z. B. wenn er S. 67 sagt: «Daß z. B. die Rationierungsvorschriften gerade auch in gewissen ‚frommen Gegenden' der Schweiz nicht besonders zuverlässig innegehalten wurden, spricht keineswegs gegen unsere Forderung. Einmal spielte da, zum Teil aus falsch verstandenem Föderalismus erwachsende, Trotzköpfelei und Eigenbrötelei eine gewichtige Rolle, und dann haben wir nirgends behauptet, daß Scheinfrömmigkeit und äußerliches Gewohnheitschristentum eine jener Voraussetzungen bilden, aus denen sittlich-verantwortungsbewußtes Handeln auch in der Wirtschaft erst möglich wird.»

In einem Punkte — so will uns scheinen — können wir Marbachs Ansicht nicht ganz teilen. S. 204 f. spricht er vom «modellmäßigen Denken» in Wirtschaftsfragen und

sagt von unserem jetzigen System: «Im Modell stimmt zwar alles, aber die Wirklichkeit hält sich nicht an das Modell.» Wenn wir unter «Modell» die ineinandergreifenden Grundsätze und Funktionsregeln verstehen dürfen, dann ist es uns nicht verständlich, warum die Wirklichkeit sich nicht an sie halten soll, wenn «im Modell» alles stimmt. Wenn unser Wirtschaftsmodell richtig und gerecht ist, dann sollte es sich in der Praxis wenigstens im großen und ganzen bewähren. Wenn alles stimmt in unsern sozialwirtschaftlichen Grundlagen, dann scheinen die Staatsinterventionen wirklich entweder Privilegien oder Absurditäten zu sein, wie Röpke meint. Auf alle Fälle würde das zutreffen für die sog. Verteilungsinterventionen, durch die der Staat einigen Schichten der Bevölkerung auf Kosten der andern wirtschaftliche Vorteile zukommen läßt. (Nach Marbach haben die staatlichen Interventionen «in überwiegender Mehrzahl» diesen Zweck.) Sie scheinen also wirklich Privilegien zu sein, und es wäre ein Widerspruch in sich, eine Absurdität, wenn der Staat mit diesen Verteilungsinterventionen allen einen Vorteil bringen wollte.

Vielleicht aber versteht der Verfasser den Ausspruch: «Im Modell stimmt alles» etwas anders. Als Sozialist kann er mit unserer jetzigen Ordnung sowieso nicht zufrieden sein. Er betrachtet sie denn auch als «großen Versager» und «sucht» selber nach etwas Neuem.

Entspricht es der Wirklichkeit nicht besser, wenn wir sagen: Die staatlichen Verteilungsinterventionen sind weder Privilegien noch Absurditäten, sondern Restitutionen, die die öffentliche Ordnung immer wieder jenen zukommen lassen muß, die «auf Grund ihrer Mühewaltung grundsätzlich darauf Anspruch erheben dürfen». Wir können uns wirklich nicht zur Überzeugung durchringen, daß in unserem Wirtschaftsmodell der kapitalistischen Ordnung «alles stimmt». Wir sind der Ansicht, das ganze «Gestrüpp» der Staatsinterventionen und -subventionen ist nur deswegen nötig, weil unser jetziges System an einem großen Strukturfehler leidet. Prof. Marbach selbst weist in seinem Buche «Theorie des Mittelstandes» (1942, Franke, Bern) darauf hin und zeigt uns auch den Weg, wie dieser Fehler beseitigt werden könnte. Er schreibt dort (S. 58): «Die Lehre des hl. Thomas von Aquino vom ius utendi, dem persönlichen Nutzungsrecht, das jeder Mensch an den Gütern dieser Erde habe, und ebenfalls seine Lehre von der natürlich bzw. göttlich bedingten Sozialhypothek auf dem Eigentum wären geradezu in erstaunlichem Maße geeignet gewesen, dem Mittelstand eine eigene Theorie zu vermitteln.» Es handle sich dabei nicht nur um ein mittelständisches Problem. «Hier handelt es sich um die Frage der künftigen Sozialorganisation schlechthin, jener Organisation, von der verlangt wird, daß sie die Sicherung der Wohlfahrt aller Arbeitenden kombiniere mit der Sicherung der menschlichen Würde, des innern und äußeren Friedens und der ideellen Freiheit» (S. 169).

In seinem neuesten Werke sagt Prof. Marbach, der Staat sei «laufend zu verteilungspolitischen Handlungen gezwungen», eben weil die «fundamental-quantitativen Verteilungsmängel» einer «Korrektur» bedürfen. Infolgedessen habe der Mensch immer mehr «die Insignien der göttlichen Würde erhalten», er sei in der Wirtschaft «zur ordnenden Größe» geworden (S. 78). Ist es wohl ein ganz abwegiger Gedanke, wenn wir meinen, der Mensch sollte diese Ordnungsinsignien dem großen Ordner der Welt wieder zurückgeben?

Wir meinen damit, der Mensch sollte die verteilende Wirtschaftsordnung auf die vom Schöpfer in die Natur hineingelegten Gesetze aufbauen, vor allem auf den, auch von Marbach anerkannten Grundsatz, «daß jeder Mensch ein Nutzungsrecht habe an den Erdengütern». Dann — so glauben wir — könnte man es an den Fingern abzählen, daß fast alle verteilungsinterventionistischen Gesetze und Gesetzlein überflüssig würden. — Diese Gedanken mögen etwas anmaßend erscheinen. Aber wenn die Interventionen wirklich «Korrekturen» sind, dann müssen auch Fehler vorausgesetzt werden, und wenn diese beseitigt werden, dann werden auch die Korrekturen überflüssig sein.

Wir sind darum auch der Ansicht, daß das Nutzungsrecht des Menschen nicht bloß als ein Teilrecht seines Eigentums zu betrachten ist, sondern als primäres Recht, aus dem dann erst das Eigentumsrecht hervorgeht. Und wir meinen ferner, daß die öffentliche Gewalt die Aufgabe hat, dieses persönliche Nutzungsrecht des einzelnen in gleicher Weise zu schützen, wie sie auch sein Eigentumsrecht schützt. Dann müßte sie z. B. in der Schweiz sicher nicht mehr jährlich 100 Millionen für Wohnbausubventionen aufbringen, wie das in den letzten Jahren der Fall war, und wir müßten uns nicht mehr fragen, ob diese Millionen auch immer den rechten Weg gefunden. Dann würden die «verfälschten» Wirtschaftsverhältnisse und die «Tragik» der Interventionen ein Ende nehmen.

Aber vorläufig schafft unsere kapitalistisch-interventionistische Ordnung immer wieder neue Probleme. Nicht nur die liberale, sondern auch die konservative und christlichsoziale Presse hat jüngstens darauf hingewiesen (z. B. L. S. im «Vaterland» vom 28. 12. 50), daß die starke Besteuerung der großen Vermögen immer mehr die Neuinvestierungen und damit die Wirtschaft gefährde. Der Ruf nach einem andern «Wirtschaftsmodell» dürfte also nicht bloß vom verteilungs- sondern auch produktionspolitischen Standpunkte aus seine Berechtigung haben. Es ist hier nicht der Ort, sich weiter mit diesem «andern Wirtschaftsmodell» abzugeben.

Wenn Prof. E. Bongras, Freiburg (Schweiz. Rundschau, 50. Jahrgang, 1950, S. 498), sagt, «daß wir nur staunen können über die Verschwörung des Schweigens», die sich immer noch gegen die Wiedereinführung der christlichen Auffassung von der menschlichen Person richte, so scheint uns dieses Staunen wirklich berechtigt zu sein. Und wenn er weiter schreibt: «Wir brauchen diese grandiose Konzeption nur auf die konkrete Wirtschaftsordnung anzuwenden, um aus dem Dilemma herauszukommen, in das uns das 19. Jahrhundert geführt hat», so ist das sicher ebenso richtig. Aber man möchte so gern auch etwas hören von dieser «konkreten Anwendung». Ob nicht Papst Pius XII. in der Weihnachtsansprache von 1942 konkreter gesprochen hat, wenn er sagte: «Die Persönlichkeitswürde des Menschen erheischt das persönliche Nutzungsrecht an den Gütern der Erde als normale und naturgemäße Lebensgrundlage. Dem entspricht die grundsätzliche Forderung des Privateigentums, soweit möglich für alle. Die positivrechtlichen Bestimmungen zur Regelung des Privateigentums mögen wechseln und eine mehr oder weniger gebundene Nutzung gestatten.» Wir sind der Überzeugung, daß von diesen drei Sätzen aus gar nicht so weite Gedankengänge nötig sind, um zu einem konkreten «Wirtschaftsmodell» zu gelangen, das das «ewige Problem der Vereinigung des Gedankens der Freiheit mit der sozialen Gebundenheit» zu lösen imstande ist. Wir schließen mit der Frage: Wäre es nicht möglich, daß auch bei uns wenigstens sog. akademische Gespräche darüber geführt werden könnten?

P. Robert Zimmermann, OSB., Menzingen

Zum Verzicht auf das solothurnische Plazet

Am Dienstag, dem 17. April 1951, hat der solothurnische Kantonsrat gemäß Antrag des Regierungsrates einmütig im zustimmenden Sinne Kenntnis genommen vom Beschlusse der Regierung, das Plazet fallen zu lassen und inskünftig nicht mehr anzuwenden. Kultusdirektor Regierungsrat Dr. Urs Dietschi führte u. a. aus: «Es ist mir bei meiner Erklärung etwas feierlich zumute. Hinter der Form des Plazets steht ein wichtiges Symbol, das Symbol eines souveränen Staates selbst der Kirche gegenüber. Das Plazet war etwa wie ein Griff am weltlichen Schwert. Von der Kirche wurde es stets abgelehnt, so gut wie das Recht der Einsetzung der Bischöfe durch die Landesherren. Deswegen wallte ja einmal wieder der Kampf auf zwischen Kaiser und Papst. Auch die alten Eidgenossen haben, obschon sie fromme Katholiken waren, an ihren alten Rechten und Freiheiten gegenüber dem Rechte der Kirche festgehalten.» Regierungsrat Dr. Dietschi bedauert den Inhalt eines wenig freundlichen Artikels in der «Schweizerischen Kirchenzeitung». Er weiß aber, daß es sich hier nicht um die Auffassung der maßgebenden Geistlichen handelt.

Der freisinnige Dr. Hugo Meyer, Stadtammann von Olten, hielt dem Rate ein ausführliches geschichtliches Kolleg, in dem er den Nachweis erbringt, daß das Plazet weder eine liberale, noch eine solothurnische Erfindung ist. Es ist eine uralte Einrichtung. Die Aufhebung des Plazetrechtes sei ein Beweis der von der freisinnigen Regierungsmehrheit bekundeten Toleranz. Zum Schluß hoffte der Referent, daß nie der Fall eintreten werde, daß wir die Abschaffung des Plazets bedauern müßten.

In einem redaktionellen Rückblick auf der solothurnischen Ostersession zweiten Teil schrieb Redaktor Otto Walliser vom Oltner «Morgen» bezüglich des Verzichtes auf das Platzet: «So wurde also das Plazet aufgehoben, d. h. der Kantonsrat hat nach einer offiziellen staatskirchlichen und weitausholenden freisinnigen Grabrede dem Plazet eine schickliche Beerdigung bereitet. Der freisinnige Fraktionschef bemühte sich, die Geschichte des Plazetrechtes bis hinauf ins Mittelalter rechtshistorisch nachzuweisen und vor allem festzuhalten, daß das Plazet keineswegs aus der radikalen Kulturkampfzeit stamme und nicht etwa ein kirchenfeindliches Werk der freisinnigen Ära des jungen Solothurner Liberalismus der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts sei, sondern althergebrachtem Recht und traditioneller Wahrung der freiheitlichen Rechte des Staates gegenüber der Kirche entsprochen habe. Man hoffe, daß der Freisinn diesen Verzicht auf das Plazet nie zu bereuen haben werde, stelle dieser doch einen Akt echt liberaler und gut solothurnischer Toleranz dar.

Das ‚Amen', welches unser Fraktionschef diesen gnädigen Ausführungen und Feststellungen anfügte, stellte nicht nur das Nonplusultra einer Kurzrede dar, sondern fand im Rate auch ein schallendes Echo.» A. Sch.

«Priesterliches Leben aus den Quellen der Liturgie»

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, in irgendeiner Art Propaganda zu machen, sondern einfach der Freude über eine Veranstaltung Ausdruck zu geben, zu der uns in verdankenswerter Weise das Exerzitienhaus St. Josef, Wolhusen, verhalf.

Was der Name P. Urbanus Bomm, OSB., versprach, hat er mehr als gehalten. Die Teilnehmer des Exerzitienkurses (der unter dem Motto des obigen Titels stand) wurden in schönster und eindringlichster Weise zu den Quellen priesterlicher Lebensgestaltung geführt. Die wesentlich biblisch und theologisch fundierten Vorträge über die Sakramente, dargeboten in echt benediktinischem Geist und benediktinischer Kultur, führten die Zuhörer hinein in das Mysterium des Heilsplanes, der Sündersuche Gottes, hinein in die Kraftquellen, aus denen göttliches Leben in den Menschen hineinfließt, und die damit tiefer und nachhaltiger zu wirken imstande waren als noch so frappante und psychologische Appelle an den Willen. Was P. Urbanus Bomm z. B. über das Sakrament der Buße ausführte, gehörte zum Gehaltvollsten und zum Wirkkräftigsten nicht nur direkt für die persönliche Askese des Priesters, sondern auch indirekt zur fruchtbringenden Verwaltung dieses Sakramentes. —

Überaus wohltuend wurde das gemeinsam gebetete Brevier, die gesungene Komplet und am Schlußtag das gesungene Amt empfunden. Eine innere Einheit wurde fühlbar und ein Daheimsein in priesterlicher Gemeinschaft. Spontan wurde nach dem Kurse beim ungezwungenen Zusammensein mit P. Bomm der Wunsch zum Ausdruck gebracht, Exerzitien dieser Art auch andere Jahre durchzuführen, und P. Urban konnte die freudige Zusicherung geben, daß die Abtei Maria-Laach bereit sei, für ein nächstes Mal wieder einen Exerzitienmeister zu stellen. Damit wäre der Kontakt mit einem der bedeutendsten Liturgiezentren diesseits der Alpen geschaffen. und dem Anliegen in der heutigen Zeit: die Verinnerlichung der Christen aus den gottgegebenen Sakramenten, auch in der Schweiz einen starken Rückhalt gegeben. Dieses Herzensanliegen der Kirche, von Rom offiziell aufgenommen und mit jugendlichem Elan vorangetrieben, kann nicht in äußerm Gepränge und äußerm Getue und Machenschaften (gleichsam als Modesache, wo man mittut, weil es aktuell ist) seine Wirkkraft ausüben, sondern muß in der Stille Wurzel fassen, muß den Priester im Innersten berühren, und so sind Exerzitien dieser Art heute geradezu eine Notwendigkeit, deren Erfolg aber auch nachhaltig. Dem Exerzitienhaus Wolhusen für die Durchführung dieses Kurses unsern aufrichtigsten Dank. (Nächster Kurs: voraussichtlich in der zweiten Woche nach Ostern 1952.) J. B. G.

Kirchenamtlicher Anzeiger des Bistums Basel

An die Pfarrämter und Rectores ecclesiae der Diözese Basel

Im Laufe des Monats Mai ist das von der Bischofskonferenz beschlossene Flüchtlingsopfer zuhanden der Caritaszentrale Luzern in allen Kirchen aufzunehmen. Wir bitten die hochw. Geistlichkeit nochmals, dieses Opfer mit einer warmen Empfehlung am Sonntag vorher auszukünden. Die Caritaszentrale sandte den Pfarrämtern bereits entsprechende Unterlagen.

Mit Gruß und Segen † Franziskus,
Bischof von Basel und Lugano

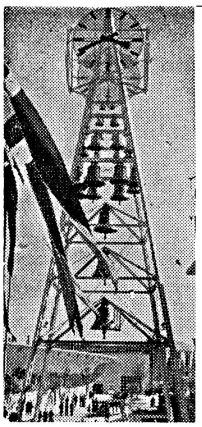
Berichtigung zum Artikel «die Apostolische Konstitution Pius' XII. als Magna Charta der Männerkongregation». Vgl. KZ. Nr. 16 vom 19. 4. 1951.

1. Dieses Thema wurde am «Schulungstag für Vorstände und Vertrauensleute der Männerkongregationen der Schweiz» (3./4. März 1951 in Schönbrunn) als erstes Referat behandelt.

2. Wer die Ausführungen aufmerksam gelesen hat, wird selber festgestellt haben, daß in der Einleitung und im ersten Teil (I) einige Druckfehler unterlaufen sind, in dem Sinne, daß überall dort, wo im Manuskript die für «Marianische Kongregation» übliche Abkürzung «MK.» gebraucht wurde, dieselbe irrtümlicherweise mit «Männerkongregation» ausgeschrieben wurde. So könnte der falsche Eindruck entstehen, als ob behauptet würde, die Apostolische Konstitution wäre nur für die Männerkongregationen erlassen worden. Dem ist aber nicht so, und darum wurde das Thema in die beiden Hauptteile gegliedert:

I. Die Apostolische Konstitution als Magna Charta der Marianischen Kongregationen allgemein und
II. Die Apostolische Konstitution als Magna Charta der Männerkongregation.

Der Leser möge also überall dort, wo im I. Teil «Männerkongregation» steht, an deren Stelle «Marianische Kongregation» setzen, dann dürfte die Sache klar und jede falsche Auffassung ausgeschlossen sein. Josef Oesch.



Glockengießerei H. Rüetschi AG., Aarau

Kirchengeläute
Neuanlagen und Erweiterungen
Umguß gebrochener Glocken
Glockenstühle
Fachmännische Reparaturen

Glockenturm
Schweiz. Landesausstellung
Zürich 1939

Elektrische
Glocken-Läutmaschinen
✠ Patent
Bekannt größte Erfahrung
Unübertreffliche Betriebssicherheit

Joh. Muff Ingenieur **Triengen**
Telephon (045) 5 45 20

Ausgeführte Anlagen: Kathedralen Chur, St. Gallen, Einsiedeln, Mariastein, Lausanne, St-Pierre Genf, Hofkirche Luzern, Basler Münster, Berner Münster (schwerste Glocke der Schweiz, 13 000 kg), Dom Mailand usw.

Jung., tüchtiger Handwerker (Wagner) **sucht** aus ideellen Gründen eine **Stelle** als

Sakristan

in größere Pfarrei. Verfüge auch von kirchlicher Seite her über gute Zeugnisse. Bin auch in der Lage, eine Heizung selbständig zu bedienen. Es wird mein Bestreben sein, durch mein Verhalten den Gläubigen ein gutes Beispiel zu sein. — Offerten erbeten an: **Hans Bortis,** Wagner, **Zuckenriet** (SG).

Maialtar-Vasen

Messing und Kupfer, so lange Vorrat, unzerbrechlich, mit beschwerten Füßen, schöne Formen. Rostfreie Blumengitterli dazu. — **Cachepots** in allen Größen, Kupfer und Messing, rostfrei, für Töpfe oder Schnittblumen, durch passende Aufsatzgitter oder schwere Blumenhalter für den Boden. Exportaufträge solcher Blumenvasen nach den USA., trotz hoher Fracht, beweisen die Vorzüge dieser schweizerischen Qualitätsware. Verstellbare **Leuchter,** Messing, 7-licht, auch in die Höhe ausziehbar, für Kerzen, mit oder ohne Loch verwendbar, benötigen wenig Platz und ermöglichen jede Woche Abwechslung der Formgestaltung.

J. STRÄSSLE LUZERN
KIRCHENBEDARF bei der **HOFKIRCHE**

- **TABERNAKEL**
- **OPFERKÄSTEN**
- **KELCHSCHRÄNKE**
- **KASSENSCHRÄNKE**

MEYER-BURRI + CIE. AG.
LUZERN VONMATTSTRASSE 20 TELEPHON NR. 21.874

Meßweine

sowie **Tisch- u. Flaschenweine**
beziehen Sie vorteilhaft von der vereidigten, altbekannten Vertrauensfirma
Fuchs & Co., Zug
Telephon (042) 4 00 41

FLÜELI-RANFT
Kur- und Gasthaus Flüeli
Ideales Ferienplätzchen. - Bestbekanntes Passantenhaus. Immer wieder das Ziel der Pilger, Vereine und Schulen.
Telefon (041) 85 12 84 **Familie Karl Burch-Ehrsam**
Schöne Lokale für Hochzeiten

Soeben erscheint:

LUIGI NOVARESE

Was Mutter Goretti erzählt

Vom heiligen und heldenhaften Sterben ihrer Tochter Maria Goretti.

Aus dem Italienischen übersetzt von P. Othmar Bauer, Benediktiner.

141 S. mit 4 Bildtafeln
Kt. Fr. 5.—, Leinen Fr. 6.50

Mutter Goretti oder Mamma Assunta, wie sie in Italien allgemein genannt wird, ist gewissermaßen die Verkörperung der starken Frau, die auch ein härtestes Leben zu meistern verstanden hat. Sie ist aber auch zum Inbegriff christlicher Mütterlichkeit, zum überzeugenden Vorbild christlicher Erziehungs- und Lebensweisheit geworden.

Das alles geht aus diesem liebenswürdigen, leicht lesbaren und allgemein verständlichen Büchlein hervor, in dem das Martyrium der jugendlichen Heiligen nochmals ersteht, und zwar ohne Konstruktionen und Phantasien, sondern ganz schlicht und echt.

Das Büchlein gehört vor allem in die Hände unserer Mütter und Erzieherinnen. Es kann reichen Segen stiften. Die hübsche Ausstattung macht es für Geschenkzwecke sehr geeignet.

Durch alle Buchhandlungen

Verlag Räber & Cie., Luzern

KIRCHENGOLDSCHMIED LEO ROMER
ATELIER FÜR HANDGEARBEITETE KIRCHENGERÄTE
GOSSAU ST. GALLEN

Inserat-Annahme *durch Räber & Cie., Frankenstraße, Luzern*

Fräulein gesetzten Alters, das mehrere Jahre in einem Pfarrhaus tätig war, **sucht Stelle** als

Haushälterin

zu einem geistlichen Herrn. Gutes Zeugnis ist vorhanden. Lohn und Eintritt nach Uebereinkunft.

Adresse unter 2475 bei der Expedition der KZ.

Madonna mit Kind

in Holz, natur, leicht gebeizt, 150 cm Höhe, passend für Maialtar, in schöner Darstellung, von schweizerischem Holzbildhauer.

J. STRÄSSLE, ARS PRO DEO, LUZERN - Telefon (041) 2 33 18

Tropical-Anzüge

die ideale Sommerkleidung von eleganter Fasson, ein- oder zweireihig, mit nie kältendem Wolllüsterfutter. Hose für Träger oder Gürtel. So lange Vorrat alte Preise. **Gilet-Kollar** dazu aus gleichem Stoff, mit Uniformkragen. Durch die neuen Klammern z. Einstecken sind Knopflöcher überflüssig. **Regenmäntel, schwarz,** in verschiedenen Fabrikaten lagernd.

J. STRÄSSLE LUZERN
KIRCHENBEDARF — HOFKIRCHE

Neue Literatur zum

MARIEN-DOGMA

Aufgenommen in den Himmel. Dokumente zur Dogma-Verkündigung. Mit 4 Bildern. Einführung von Karl Rahner, SJ. 68 S. Kt. Fr. 2.80

Das neue Dogma im Widerstreit. Ein Beitrag zum ökumenischen Gespräch, hrsg. von O. Semmelroth SJ., 62 S. Kt. Fr. 1.80

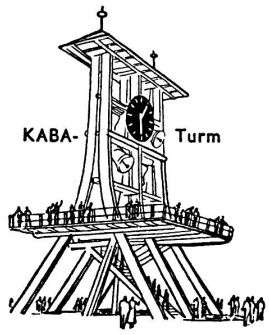
Die leibliche Himmelfahrt Mariens. Theologische Beiträge zum neuen Dogma im Dienste der Seelsorge, hrsg. von Professoren der Philos. Theol. Hochschule, St. Georgen, Frankfurt a. M. 139 S. Ppbd. Fr. 4.60

Rahner, Karl, SJ.: Das «neue» Dogma. Zur Definition der Himmelfahrt der hl. Jungfrau und Gottesmutter. 39 S. Br. Fr. 1.—

Volk, Hermann: Das neue Marien-Dogma. Inhalt — Begründung — Bedeutung. 135 S. Ppbd. Fr. 3.20

Dogmatisationsbulle «Munificentissimus Deus», Beilage zur «Schweizerischen Kirchen-Zeitung» vom 16. November 1950. Fr. -.60

BUCHHANDLUNG RÄBER & CIE. • LUZERN



Turmuhrenfabrik THUN-GWATT
Ad. Bär

Telephon (033) 2 29 64

Fabrikation von Präzisions-Turmuhren modernster Konstruktion

Umbauten in elektroautomatischen Gewichtsaufzug

Revisionen und Reparaturen aller Systeme

Konstruktion von Maschinen und Apparaten nach Zeichnung und Modell

Für Lieferung von

Natursteinen

aller Art für Rohbau und Innenausbau v. Kirchen, wie:

Bodenplatten, Stufen, Altäre, Kommunionbänke, Taufsteine, Weihwassersteine, Inschriftafeln, Reparaturen, Abänderungen, Auffrischen von Polituren empfehlen sich

CUENI & CIE. AG., LAUFEN

Kirchenvorfenster

bewährte **Eisen**konstruktion, erstellt die langjährige Spezialfirma

Johann Schlumpf AG., Steinhausen
mech. Werkstätte

Verlangen Sie bitte unverbindlichen Besuch mit Beratung und Offerte
Telephon 41068

EDELMETALLWERKSTÄTTE W. BUCK
OBERE BAHNHOFSTRASSE 34 • TEL. 61255 + PRIV. 61655, WIL

KIRCHLICHE KUNST
bekannt für künstlerische Arbeit
NEUSCHÖPFUNGEN + RENOVATIONEN
besonders empfohlen für
FIGÜRLICHE TREIBARBEIT

Wichtige Neuauflage!

Graber Rudolf: Maria im Geheimnis der Schöpfung. Ein Beitrag zum Wesen des Christentums. 2. Aufl., 4./9. Tsd. 128 Seiten, kart. **Fr. 3.20.**

Buchhandlung RÄBER & CIE., Luzern